

Im Land der «furchtsamen Menschen»

Von Andreas von Stechow.

Andreas von Stechow war von 2006 bis 2008 deutscher Botschafter in Bern. In seinem demnächst erscheinenden Buch «Persönliches zur Schweiz» schaut der Autor auf bewegte drei Jahre zurück und geht unter anderem auch der heiklen Frage nach, ob die Schweiz ein «Wurmfortsatz von Deutschland» sei. Der «Kleine Bund» bringt einen exklusiven Vorabdruck.



«Grüezi, Herr Botschafter»: Bundesrat Blocher begrüsst am 7. Juli 2007 Andreas von Stechow am Festakt zum Jubiläum «1000 Jahre Stein am Rhein». (Keystone)

Als Botschafter in Bern musste ich mich immer wieder mit dem Thema «Schweizer und Deutsche» befassen. Die Gründe dafür waren sehr unterschiedlich. Mal fragte eine Zeitung oder ein Sender an, ob ich mich dazu äussern könne, dann wieder kam das Thema anlässlich der Vorbereitung einer Rede oder eines Grussworts auf. Rückblickend war es das zentralste aller Themen, die mich begleiteten, und es wird dies wohl auf absehbare Zeit auch für meine Nachfolger bleiben. Froh war ich darüber nicht, denn damit verbunden sind immer auch primitive Gefühle, die ins Nationalistische, ja sogar Rassistische gehen, da es unerschwellig auch um die Frage geht, wer der «Bessere» oder der «Schlechtere» sei.

Aufgewachsen in einer Familie, die in Hitler-Deutschland und Stalin-Russland Opfer von Rassenverordnungen und -verfolgungen wurde, widerstrebt mir eine solche Debatte zutiefst. Als Diplomat lernt man ohnehin schnell, im Verkehr mit den Mitmenschen so vieler unterschiedlicher Kontinente Kategorien wie besser oder schlechter, schöner oder

hässlicher abzulegen. Ich habe weltweit Menschen getroffen, die sich engagiert haben, aus ihrem Leben etwas machen wollten, die sich für andere eingesetzt haben und die nicht nur an sich selbst gedacht haben. Ebenso traf ich überall Menschen, die nur von Eigennutz, persönlichem Wohlstand und Selbstverwirklichung auf Kosten ihrer Mitmenschen sprachen. Daher konnte ich nie die einem Diplomaten am häufigsten gestellte Frage beantworten: in welchem Land es mir denn am besten gefallen habe. Dahinter stand natürlich die Erwartung, hören zu wollen, es seien das jeweilige Gastland und seine Bewohner.

Prägende Familienerfahrungen

Meine Mutter war gebürtige Ukrainerin, mein Vater musste das Auswärtige Amt verlassen, weil er sie entgegen einer von Reichsaussenminister Ribbentrop verfassten Hausverfügung gegen Ehen zwischen Deutschen und «Untermenschen» (Slawen gehörten dazu!) dennoch heiratete. Mütterlicherseits wurden die nicht ausgewanderten ukrainischen Familienmitglieder unter Stalin als «gefährliche Intellektuelle» in sibirische Lager verschleppt und kamen dort zu Tode. Diese Erfahrung meiner Familie hat mich geprägt im pessimistischen Bewusstsein, dass die Menschen nie aufhören werden, einander herabzusetzen und aufgrund nationaler oder kultureller Unterschiede zu verachten, zu bekämpfen oder gar zu töten. Selbst der «Unterste» auf der sozialen Leiter wird noch jemanden suchen und finden, auf den er herabsehen kann.

Solche Gefühle sind aber nicht zu verwechseln mit Dingen wie dem völlig legitimen Stolz auf die eigene Lebensleistung oder festen Wertevorstellungen sowohl religiöser wie auch moralisch-philosophischer Art. Jeder sei seines Glückes Schmied ist ein Teil der Wahrheit, beim Schmieden seines Glückes muss man aber darauf achten, dass die Funken niemanden verletzen. Solchen Gedanken kann ich mich auch nicht entziehen, wenn ich mich mit dem Verhältnis zwischen Deutschland und der Schweiz befasse, auch wenn es da natürlich um etwas viel Harmloseres geht. (. . .)

Babylonisches Sprachgewirr

Wie nah und wie fern sind sie sich, die Schweizer und die Deutschen? Eine Frage, die mich in den Jahren in der Schweiz immer wieder beschäftigte.

Eines fiel mir ganz besonders auf: Sprache ist eben gerade nicht die ganze Kultur. Sie ist ein wichtiger Weg zum Verständnis eines Landes und seiner Menschen, aber eben nur einer von vielen. Zudem darf man als Deutscher nicht dem Irrtum verfallen, mit der Sprache sei in einem so komplexen Verbund wie der Schweiz das Wesentliche geregelt.

Und es muss auch ganz klar gesagt sein, dass Hochdeutsch nicht die Landessprache der Schweiz ist. Deutsch ist eines von verschiedenen in der Schweiz gesprochenen Idiomen. Ich kenne kaum ein Land mit einem solchen babylonischen Sprachgewirr (ausser vielleicht die Philippinen mit ihren 98 Dialekten).

Hochdeutsch war für die Schweizer seit Jahrhunderten eine wichtige Mittlersprache – übrigens auch in den nicht deutschsprachigen Landesteilen. Aber Muttersprache war es nicht, selbst zur Zeit, als die Schweiz noch ganz dem Reichsverbund angehörte. Es ist also nicht richtig, wenn Deutsche mitleidig auf ihre Schweizer Nachbarn blicken und sich denken, dass diese nicht einmal richtig Deutsch können.

«Hier bin ich»

Es gibt viele Deutsche, welche die Schweiz für einen Wurmfortsatz von Deutschland halten, nur etwas hinterwäldlerischer, verschrobener und provinzieller, wo die Leute schlechtes und drolliges Deutsch sprechen, weil sie überall noch die Verkleinerung «-li» dranhängen. Sie übersehen jedoch, dass es ja auch eine französische und eine italienische Schweiz gibt.

Wobei an diesem verbreiteten Vorurteil die Deutschschweizer zu einem guten Teil selber schuld sind.

Mir ist bei meinen Aufenthalten in der Romandie oder im Tessin immer aufgefallen, dass die Deutschschweizer mit besonderer Hartnäckigkeit im Restaurant das Essen in ihrem Landesdialekt bestellen und sich nicht darum kümmern, ob die Bedienung ihr Idiom versteht. Und zwar geschieht das aus dem Gefühl des «Hier bin ich, der Rest geht mich nichts an» heraus, also aus einer Mischung aus hohem Selbstwertgefühl und Ignoranz, etwa so, wie sich Deutsche in der Würstchenbude an der Adria oder auf der Insel Mallorca aufführen.

Die Arroganten und die Höflichen

Die andere Seite dieses Gefühls ist aber auch die Unsicherheit, die jeder Deutschschweizer irgendwie der hochdeutschen Sprache entgegenbringt, besonders dann, wenn er sie erlernen muss. Hochdeutsch ist in der Schule Pflichtfach, Fernsehen und Rundfunk senden ihre Nachrichtensendungen auf Hochdeutsch (zumindest bis zum Wetterbericht). So steht es auch in den Satzungen dieser öffentlich-rechtlichen Anstalten. Während meiner Amtszeit in der Schweiz beschloss der Kanton Zürich sogar die Einführung von Hochdeutsch im Kindergarten. Wenn die Kinder dann aber nach Hause kommen, hören sie wieder das regionale Idiom. Ob das wohl eine gute Lösung ist? Als Deutscher müsste ich es wohl begrüßen, als Familienvater macht es mich nachdenklich.

Nun sind das gewiss nur oberflächliche Beobachtungen, sie zeigen aber bereits einige Eigenschaften, die Schweizern und Deutschen gemein sind. Fragt man den Schweizer, so wird er die Deutschen als laut und überheblich bezeichnen.

Wie oft musste ich hören, Deutsche seien arrogant und wenig einfühlsam. Sich selber wird der Deutschschweizer eher als zurückhaltend, vorsichtig und höflich charakterisieren. So liest man es auch im Buch von Bruno Ziauddin, «Grüezi Gummihälse! – Von Perwoll- und Dunkel-Deutschen», mit dem ich anlässlich einer Buchpräsentation in Basel eine öffentliche Diskussion bestritt.

Ähnlich wie die Japaner, die mit allzu direkten Aussagen eher zurückhaltend sind, beendet der Deutschschweizer seinen Satz meist vorsichtshalber mit einem «Oder?». Der oft genannten schweizerischen Zurückhaltung bin ich jedoch während meiner Amtszeit eher selten begegnet. Wenn es um die Wurst geht, nehmen auch die Schweizer kein Blatt vor den Mund. Auch glaube ich kaum, dass der Erfolg der Schweiz auf diese legendäre höfliche Zurückhaltung ihres Volkes zurückgeht.

Das Erbe der Schwabenkriege

Ich bin überzeugt, dass viele interkulturelle Mentalitätsunterschiede wegen der Globalisierung der Medien immer mehr an Bedeutung verlieren. Die Unterschiede werden auch immer kleiner, je weniger die Sprachgrenze eine Rolle spielt. Und hier liegt nach meiner Beobachtung des Pudels

Kern. Je näher die kulturelle, familiäre und besonders auch sprachliche Verwandtschaft, desto stärker das Bedürfnis nach Abgrenzung.

Ich will es einmal zugespitzt so sagen: Läge der Flughafen Zürich-Kloten an einer fiktiven deutschschweizerischen Grenze zu Mecklenburg-Vorpommern, wäre der Streit um die Anflüge über deutsches Gebiet vielleicht schon gelöst. Aber mit den Schwaben aus Waldshut-Tiengen ist das nicht so einfach. Zwischen Zürichern und Waldshutern gibt es eine jahrhundertealte gemeinsame Geschichte, es gibt Familienbande, Gemeinsames, das trennt und gleichzeitig verbindet, und es gibt natürlich die Plünderung von Tiengen 1499 durch die Eidgenossen im zweiten Hegauerzug der Schwabenkriege. Man kennt sich, und das macht alles schwieriger.

Lukratives Geschäft mit Söldnern

Bleiben wir bei der Geschichte. Die Schweiz bezeichnet sich als «Willensnation», also als Verbund von ethnisch nicht zusammengehörenden Völkern, die im Laufe ihrer Geschichte den Willen entwickelt haben, zusammenzuhalten und von Fremdherrschaft unabhängig zu sein. Dies geschah auf durchaus militante Art und Weise, anders wäre das bei den Grossreichen, aus denen sich die Schweiz herausgelöst hat, kaum möglich gewesen. Ausgerechnet ein deutscher Schriftsteller, Friedrich Schiller, hat mit seinem «Wilhelm Tell» dieser Entwicklung den Mythos gegeben.

Bis heute sind dieses Streben nach Unabhängigkeit und das Misstrauen gegen zentralstaatliche Gewalt die treibenden Kräfte der schweizerischen Staatlichkeit. Das Ende der Schwabenkriege begründete mit dem Frieden von Basel im September 1499 praktisch die Selbstständigkeit der Eidgenossenschaft im Deutschen Reich und von den Habsburgern, die damals Reichsunmittelbarkeit genannt wurde.

Formal geschah das zwar erst 1648 im Frieden von Münster und Osnabrück, de facto hatte sich die Eidgenossenschaft aber als reichsunmittelbares Gebiet durchgesetzt, was auch durch den Beitritt der Städte Basel und Schaffhausen zur Eidgenossenschaft 1501 nochmals deutlich wurde. Neben dem Kampf gegen die Habsburger unter Maximilian I. (1459–1519) war einer der weiteren Hintergründe dieser Kriege die Rivalität mit den süddeutschen, im Schwäbischen Bund vereinigten Gebieten Deutschlands beim lukrativen Wirtschaftszweig der Versorgung mit Söldnern. Es handelte sich sozusagen um einen, wenn nicht den ersten Dienstleistungskonflikt der damaligen Zeit und nahm gewissermassen die Konflikte aus heutiger Zeit unter den Banken, bei der Telekommunikation oder bei den Transportunternehmen vorweg.

Die Versorgung mit Söldnern war eine der einträglichsten Erwerbsquellen Ende des 13. Jahrhunderts, da Landwirtschaft und Handel für ein gesichertes Einkommen nicht ausreichten. Söldner hatten die Möglichkeit, nicht nur durch Plünderungen neben dem Sold sich bedeutende Einkommen zu verschaffen, sondern durften auch Lösegelder für den Austausch von Gefangenen verlangen.

Die schöne Altstadt von Schwyz zeigt zum Beispiel heute noch anschaulich, welcher Wohlstand durch Söldnertum zu erlangen war. Die Schwabenkriege wurden von beiden Seiten äusserst grausam geführt. Zeitweise galt sogar das Gebot, wie in der eidgenössischen Tagessatzung vom 11. März 1499 nachzulesen ist, keine Gefangenen zu machen. Wer in Gefangenschaft geriet, musste «abgetan» werden, das heisst, er wurde getötet. So ist es nicht verwunderlich, wenn bis heute noch grosse Ressentiments auf beiden Seiten bestehen.

Man trägt die gleichen Namen

Militärisch war in diesen Kriegen die Schweiz erfolgreicher als der Schwäbische Bund und die Habsburger, die damals an mehreren Fronten kämpften. Die Habsburger stammen aus dem Elsass und der Schweiz. 2007 hatte ich Gelegenheit, auf der Habsburg bei Aarau mit Rudolph von Habsburg anlässlich der 1000-Jahr-Feier der Burg Habsburg über diese historischen Wurzeln zu sprechen.

Die Urschweiz und ihre Bevölkerung, die noch Teil des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation waren, unterscheiden sich also anfänglich kaum von ihren alemannischen Brüdern und Schwestern in Süddeutschland. Man trug auf beiden Seiten des Rheins die gleichen Namen, was man mit einem Blick ins Telefonbuch auch heute noch feststellen kann. Die Bewohner südlich des Rheins waren in Sachen Unabhängigkeit aber teilweise politisch erfolgreicher als die Brüder im Norden des Rheins und des Bodensees. Es handelt sich bei den erfolgreichen Gründervätern der Schweiz sozusagen um die durchsetzungsstärkeren Vettern der Schwaben, die von Anfang an grössere politische Selbstbestimmung im Auge hatten, als diese im losen Reichsverband gewährleistet war. Ob

dafür die schwierigen Lebensbedingungen, die engen Bergtäler, der Kampf gegen die Natur oder die Knappheit des zum Leben Notwendigsten den Ausschlag gaben, kann ich nicht abschätzen. Ich bin aber davon überzeugt, dass diese gemeinsame Geschichte bis zu den Schweizer Unabhängigkeitskriegen auch heute noch das stärkste kulturelle Band zwischen Deutschland und der Schweiz ist.

Bundesrat Blochers leise Töne

Ich erinnere mich, wie der damalige Bundesrat Christoph Blocher mir bei einem Besuch in seinem Büro im Bundeshaus sagte, die Schweizer seien furchtsame Menschen. Sie lebten in nebligen Bergtälern und fürchteten sich vor ihren lautstarken Nachbarn aus dem Norden. Er machte diese Äusserung aufgrund eines Interviews, das ich der «NZZ am Sonntag» zum Thema Holding-Besteuerung gegeben hatte und in dem ich die Erwartung geäussert hatte, die EU werde in diesem Steuerstreit nicht nachgeben. Er wollte mir also zu verstehen geben, dass nur mit leisen Tönen etwas zu erreichen sei, wenn überhaupt. In meiner Antwort wies ich den Bundesrat darauf hin, meines Wissens seien diese furchtsamen Schweizer des Öfteren in der Geschichte aus den nebligen Bergtälern, in denen sie sich versteckten, hervorgekommen, und zwar mit Schwertern, Hellebarden, Lanzen und Morgensternen bewaffnet. Ihr Ruf als besonders furchtlose Söldner habe zur Grundlage des Schweizer Wohlstandes erheblich beigetragen, und sogar heute noch verlasse sich der Papst auf seine Schweizergarde.

Wilhelm Tell und der Bankmanager

Bei diesem Gespräch fand ich bemerkenswert, dass ausgerechnet ein Vertreter der SVP von leisen Tönen sprach. Schliesslich zeichnet sich gerade diese Partei durch ausgesprochen laute Töne aus. Dennoch hatte er recht mit dem Ruf nach leisen Tönen im sogenannten Steuerstreit. Ähnliche Ermahnungen hörte ich auch von Bundesrätin Micheline Calmy-Rey, der Aussenministerin. Will man die Schweizer zu etwas bewegen, lautete die Botschaft, so muss man es ganz vorsichtig tun. Die Frage bleibt allerdings, wie vorsichtig, wenn man etwas erreichen will.

So stellt sich mir heute die Frage, ob dieses Streben nach Unabhängigkeit noch immer das prägendste Charakteristikum für die Schweiz ist oder ob der Wohlstand und die Transformation der Gesellschaft die Schweiz nicht stärker verändert haben, als manche Politiker wahrhaben wollen. Gibt es heute noch den Wilhelm Tell, der den Landvogt erschießt, oder ist heute der Bankmanager prägend, der das Bankgeheimnis in den USA hintanstellt, um das Investment zu retten?

Der Titel und die Zwischentitel im Text wurden von der Redaktion gesetzt.

Unter Freunden

Andreas von Stechows letzte Mission in seiner Diplomatenkarriere – nach Stationen u.a. in Genf, Tokio und Bangkok – führte ihn von 2006 bis 2008 in das kleine südliche Nachbarland. Mit der Schweiz verbindet von Stechow auch persönliche Erinnerungen, die weit in seine Kindheit zurückreichen: 1948 verbrachte der Fünfjährige im Rahmen einer Ferienaktion des Roten Kreuzes einen unvergessenen Sommer bei Gasteltern auf einem Solothurner Bauernhof. Nach seiner Rückkehr soll er, so erzählte ihm seine Mutter, eine Zeit lang einen unverständlichen Dialekt gesprochen haben.

Von einem alten thüringischen Adelsgeschlecht abstammend – geboren wurde er auf der Burg Ranis –, war Andreas von Stechow mit seiner Mutter und den beiden Brüdern nach Kriegsende über Thüringen, Bayern und Baden-Württemberg nach Hamburg geflohen. Dort fand die Mutter als Redaktorin bei einer Tageszeitung Arbeit; der Vater befand sich zu diesem Zeitpunkt noch in Kriegsgefangenschaft.

Ausweisung verlangt

Nach dem Studium der Volkswirtschaft und der Rechte folgte von Stechow seinem Vater und trat 1971 in den Diplomatischen Dienst ein. Von 1982 bis 1986 kümmerte er sich in der deutschen Vertretung bei der Uno in Genf um Wirtschaftsfragen. Als er seinen Posten in Bern Anfang 2006 antrat, blickte er auf eine aufwühlende Zeit als Botschafter in Thailand zurück: Nach dem Tsunami am 26. Dezember 2004 mit etwa 600 deutschen Opfern war von Stechow monatelang extrem gefordert gewesen. Und nun kam er ins friedliche Bern und begriff die Versetzung auch als «Belohnung für einen der schwersten Momente meiner Karriere».

Vor der Ausreise in die Schweiz hatte man ihm im Auswärtigen Amt wiederholt versichert: «Mit der Schweiz haben wir keine Probleme. Da können Sie es sich gut gehen lassen.» Der neue Botschafter realisierte indes bereits nach einigen Tagen in Bern, dass es in den Beziehungen zwischen den beiden Ländern einige «besonders sensible Punkte» gab (Verhältnis zur EU, Bankgeheimnis, Fluglärmstreit). «Aber Freundschaft bedeutet eben nicht immer Harmonie», konstatiert der Autor vielsagend, ehe er sich den deutsch-schweizerischen Problemzonen zuwendet. Von Stechow war gerade mal sechs Wochen im Amt, als sich die «Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz» öffentlich über ihn empörte. «Die Auns stellt fest», hiess es in einer Pressemitteilung, «dass Herr Botschafter von Stechow an seinem neuen Posten offensichtlich Nachhilfeunterricht zum Wesen der direkten Demokratie und des schweizerischen Föderalismus braucht (. . .)» Was war geschehen? Von Stechow hatte in einem Zeitungsinterview vor einem Nein zur «Kohäsionsmilliarde» gewarnt und vermutet, dass der Druck der EU auf die Schweiz in Steuerfragen weiter zunehmen werde. Die Auns verlangte vom Bundesrat eine Rüge des Botschafters, «nach Möglichkeit sogar meine Ausweisung aus der Schweiz». So weit ist es dann doch nicht gekommen.

Keine Wohlstandsinsel

Der passionierte Skifahrer und Bergwanderer blieb während seiner Amtszeit in Bern der Schweiz und ihren Eigentümlichkeiten verständnisvoll zugetan; dies hindert den heute in Berlin lebenden Alt-Botschafter allerdings nicht, im Buch mitunter deutliche Worte zu finden: «Ich glaube, ohne die europäische Einigung gäbe es die Schweiz, wie sie heute ist, nicht. Wohlstand und Prosperität der Schweiz sind untrennbar mit dem Wohlstand und der Prosperität in der Europäischen Union verbunden.»